



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rembrandt, Breughel, Dürrer als Erzieher

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

freies Denken auch in den letzten Fragen liebt, die seine geistige Verfassung bestimmen sollen, der mag sich an die Flut pessimistischer, optimistischer, evolutionistischer, spiritistischer, hypnotistischer, in Buddha, Mahomet oder der vierten Dimension geweihter Traktate und Suren halten, deren Schwall im Zeitalter Schopenhauers zu einem grenzenlosen tosenden Meere angewachsen ist.



Rembrandt, Breughel, Dürer als Erzieher



arf man über ein Buch, das in Jahresfrist ein viertelhundert Auflagen erlebt hat, erst jetzt, jetzt noch sprechen? Der „Erfolg“ ist fast ohne Beispiel: könnte man nur auch erfahren, wie viele von den Tausenden, die Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen gekauft haben müssen, es wirklich gelesen haben! Denn das Lesen dieses Buches ist ein schweres Stück Arbeit, und das mag die Verspätung dieses Berichtes entschuldigen. An gutem Willen hat es mir nicht gefehlt. Während der Zimmerhaft nach einer Krankheit kam es mir als Neuigkeit, warm aus dem Ofen zu und wurde dankbar willkommen geheißen; es begleitete mich in den südlichen Frühling und wurde im Sommer nicht vergessen. Aber immer wieder ermüdete ich nach mutigem Anlaufe. Das Sprunghafte, das fortwährende Abschweifen vom Hundertsten zum Tausendsten oder, wie ein andres Sprichwort sagt, vom Nachtwächter zum römischen Kaiser, die Unmasse kühner Behauptungen, die zu beweisen der Verfasser nicht nötig findet: das allein würde hinreichen, den Leser zu verstimmen. Nimmt man sich jedoch die Mühe, darüber nachzudenken, was der Verfasser mit einzelnen Sätzen und mit dem ganzen Buch eigentlich sagen wolle, so reißt vollends die stärkste Geduld. Vielleicht ist mir das Ganze zu hoch oder zu tief, genug, ich habe es vielfach nicht verstanden.

Versuche ich, einen Gedankengang aus den Gedankensprüngen und — Nichtgedanken zu entwickeln, so erhalte ich etwa folgendes. Unsere Zeit ist nicht gesund, Rückkehr zur Natur und zur Wahrheit soll sie heilen. „Überkultur ist thatsächlich noch roher als Unkultur“ (S. 3), „Religion, Philosophie, Politik, Poesie, bildende Kunst führen schließlich auf eine gemeinsame Quelle zurück: Echtheit der Gesinnung, Treue gegen sich selbst, Wahrheitsliebe. Hier liegt das Zentrum der Menschennatur.“ Diese Sätze werden keinen Wider-

spruch erfahren. Die Wissenschaft kann uns dabei nicht helfen. „Schlichter Volkscharakter, reich nuanciert und vielseitig vertieft und zum Ausgangspunkte aller Bildung gemacht, würde dem heutigen deutschen Geistesleben einen vornehmen Stempel aufdrücken; aus ihm würde eine Saat von — Persönlichkeiten hervorgehen; und nur solche können gebildet sein . . . Der Begriff und die Bethätigung echter Vornehmheit fehlt dem heutigen Deutschen durchgängig; . . . und alle Wissenschaft, ob deutsch oder nicht, ist schon ihrem eignen innern Wesen nach unvornehm. Der Gelehrte, selbst wenn er tüchtig ist, ist als solcher stets ein geistiger Parvenü, der echte Künstler ist es niemals; zum Gelehrten kann man sich machen, zum Künstler muß man geboren sein. Poeta nascitur. Darum steht auch der Künstler dem Herzen des Volkes weit näher als der Gelehrte; darum vermag er erzieherisch auf das Volk einzuwirken weit mehr als der Gelehrte“ (S. 65). „Alle großen Künstler loben den Individualismus — durch ihre Werke“ (S. 219). „Es wäre daher zu wünschen, daß die Herrschaft der Mittelmäßigkeiten in Deutschland aufhöre; daß dieselben(!) sich dem wahrhaft Großen wieder unterordnen mögen, daß sie bescheiden werden, daß sie sich erziehen lassen . . . Alle Nullen der Welt sind, was ihren Gehalt und Wert anlangt, gleich einer einzigen Null, hat Leonardo erklärt; dies gilt selbstverständlich auch von den vielen Nullen im heutigen Deutschland! Würde ihnen der große Einer des Individualismus vorgesetzt, so würde sich das geistige Nationalvermögen der Deutschen überraschend vermehren. Er kann ihnen nur vorgesetzt werden dadurch, daß einzelne geistige Individualitäten — sei es aus der Vergangenheit oder Gegenwart, sei es Rembrandt oder ein anderer — wieder führend an die Spitze treten“ (S. 218). „Rittertum und Minnesänger waren in Süddeutschland zu Hause; die Reformation und die deutsche Schriftsprache stammen aus Mitteldeutschland; das Zeitalter der Kunst und vorzüglich der bildenden Kunst wird wahrscheinlich in Norddeutschland erblühen. Der Schwerpunkt des deutschen geistigen Lebens bewegt sich offenbar von Süden nach Norden; Rembrandt als künstlerisches Vorbild genommen, ist nur eine Etappe auf diesem Wege . . . Die Kostümmalerei, die nachgeahmte Renaissance und das Kunstgewerbe von heute sind uns im wesentlichen aus dem deutschen Kunststüden mit seinem Zentralpunkt München zugekommen; diese mehr Moden als Richtungen des deutschen öffentlichen Lebens stellen ein letztes Aufklackern der bisherigen geistigen Hegemonie des Südens gegenüber der künftigen des Nordens dar“ (S. 201). „Die blinkende Spitze des preußischen Helmes wird immer innerhalb des deutschen politischen Lebens der leitende Richt- und Augenpunkt bleiben; aber es ist zu wünschen, daß in das geistige deutsche Leben etwas von den Schimmer des nationalen Goldhelmes falle, den die holländischen Mädchen tragen“ (S. 197).

Lassen wir uns nicht verblüffen durch das Geflimmer dieser irrlichterirenden Sentenzen, sondern übersetzen wir sie in schlichtes Deutsch, so erhalten wir:

die geistige Führung muß die Kunst übernehmen, und zwar die Kunst Norddeutschlands, weil der deutsche Süden abgewirtschaftet hat.

Sa, die Welt ist rund! Zu Anfang unsers Jahrhunderts hatten Max von Klinger (in seinen „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Litteratur,“ beiläufig bemerkt: ein Titel, wie geschaffen für unsern „Rembrandt“) und E. M. Arndt (im „Geist der Zeit“) die Ansicht ausgesprochen, der Deutsche, nämlich der Bewohner desjenigen Teiles von Deutschland, der weder unmittelbar noch mittelbar französisch geworden war, könne kein Kunstvolk mehr sein, sondern bloß ein Denkervolk; das Leben der Dichtervelt blühe am Rhein nur, „nicht an der nackten Elbe und kalten Oder.“ Dagegen lehnte sich F. L. Sahn (im „Volkstum,“ Ausgabe von 1810, Seite 240) auf, indem er anführte, daß „Friedrich II., Lessing, Kant, die beiden Forster, Garve, Engel, Herder, Voß, Humboldt und Fichte auf dem rechten Elbufer geboren seien, und Winkelmann und Klopstock dicht an der linken Seite.“ Nun wird der Spieß umgekehrt. Wenn aber zur Zeit der ärgsten Zerrissenheit Deutschlands solche Grillen verständlich sind, nach der Gründung des deutschen Reiches, als deren Hauptsegen neben der Sicherheit nach außen wir die Zusammenfassung der Kräfte und Gaben der deutschen Stämme ansehen müssen, ist der Versuch einer derartigen Scheidung, Unterscheidung und Abschätzung nichts als thörichte Spielerei.

Und worin offenbart sich die „Wahrscheinlichkeit“ der künftigen Kunstblüte in Norddeutschland? Antwort: Der preußische Staat hat die politische und militärische Führung in Deutschland, Bismarck und Moltke sind Niederdeutsche, Rembrandt gehörte dem niederdeutschen Stamme an. Es ist zu vermuten, daß den Verfasser zu dieser erstaunlichen Logik seine Heimatsliebe verführt hat. Er wendet einmal den unmöglichen Superlativ „einzelnst“ an; der ist mir neu, aber ein naher Verwandter, „einzigst,“ ist in Niedersachsen zu Hause und von den deutschredenden Skandinavien aufgenommen worden. Macht doch der Verfasser sogar den spanischen Juden Spinoza zu einem Niedersachsen, weil er in Amsterdam gegrübelt und Gläser geschliffen hat; weiß er doch sogar zarte Beziehungen zwischen den Kopfbedeckungen der preußischen Soldaten und der holländischen Waffelbäckerinnen zu schaffen. Wie wärs denn mit den Goldhauben der Linzerinnen? Allein ich vergesse, daß der deutsche Süden im Rittertum, im Minnegefang und im modernen Kunstgewerbe seine Kraft erschöpft hat! Es verlohnt sich nicht der Mühe, solches Geistreicheln ernsthaft zu nehmen, wozu auch das Gerede von der Vornehmheit des Künstlers und dem Parvenütum des Gelehrten gehört.

Wohl aber ist weiter zu fragen, wie sich das Kunstzeitalter ankündigt, das nach Seite 2 dem deutschen Volke „zunächst bevorsteht“? Damit, daß sich „das Interesse an der Wissenschaft und insbesondre an der früher so populären Naturwissenschaft vermindert,“ ist wahrlich nichts bewiesen, und

etwas andres weiß uns der Verfasser nicht zu sagen. Wir haben in diesem Jahrhundert Zeiten gehabt, in denen man sich fast nur für Belletristik, oder für Philosophie, oder für Politik, oder für Naturwissenschaften interessirte: haben wir darum ein Recht, von einem Zeitalter der Belletristik, der Philosophie u. s. w. zu sprechen? So hat jetzt die Strömung die Richtung auf die Kunst genommen. Aber der Besuch von Ausstellungen und ästhetischen Vorlesungen, die Salongespräche und das „Freveln in Öl“ vonseiten aller höhern Töchter machen kein Kunstzeitalter. Für ein solches fehlen alle Bedingungen. Wir haben andre Sorgen. Wer will behaupten, daß unsre Perserkriege zu Ende seien? So traurig es ist, wir müssen die schwere Rüstung tragen, die allein uns die Unabhängigkeit gewährleistet. Und zudem heischen kirchenpolitische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Probleme der schwierigsten Art ihre Lösung, droht ein allgemeiner Ansturm gegen die sittliche Weltordnung. Das soll eine Zeit sein für neues Erblühen der Kunst, wie es nur erlebt worden ist, wenn Staaten nach harter politischer und kriegerischer Arbeit sich fester Staatseinrichtungen, achtungsgebietender Macht, unangefochtenen Besitzes, der Einigkeit im Glauben und im Staatsgedanken, mit einem Worte ruhigen Gedeihens erfreuten? Versuche doch der Verfasser, seine Lehre den Wohlhabenden, denen um ihr Eigentum bangt, und den Massen, die das Eigentum abschaffen möchten, zu predigen! Freilich scheint er schon in dem wüsten Treiben der sogenannten Naturalisten etwas wie Morgenluft zu wittern.

Noch mancher Span wäre aufzuheben. Das Buch steckt voll von unmittelbaren Widersprüchen. Zu dem dreisten Absprechen bilden Schnizer einen auffallenden Gegensatz. Der komische Irrtum, Harmensz., die in Holland gebräuchliche Abkürzung für Harmenszoon, für den Familiennamen seines Helden zu nehmen, hat eine gewisse Berühmtheit erlangt, und auf gleicher Linie steht die Entdeckung, daß Friedrich Nicolai, „seinem Namen nach zu schließen, von friesischer Abkunft gewesen sei; denn diese Art von patronymen Namensbildungen ist, soweit das von Deutschen bewohnte Deutschland in Betracht kommt, ganz allein in Friesland üblich.“ Darnach müßten denn nicht nur der Dichter Nicolay aus Straßburg und der einst vielgenannte Verfasser des Buches „Italien wie es wirklich ist,“ Gustav Nikolai, ebenfalls Friesen sein, sondern auch die Düsseldorfer Jakobi, die Meißner Künstlerfamilie Matthäi, der Philolog Ernesti aus dem Erfurtischen, der Franziskaner Johannes Pauli (Schimpf und Ernst) aus Rheinheffen und der Historiker Pauli aus Berlin, die vielen Zachariae, Andreae, Michaelis, Petri, Georgi, Christiani, Stephani und andre Träger eines Namens, der aus dem Genetiv des lateinischen oder latinisirten Vornamen eines Vorfahren entstanden ist. Lauter Friesen, denn diese Namensbildung ist „ganz allein in Friesland üblich.“ Das ist ein kleiner Zug, aber er ist charakteristisch. Das „Grüngelb“ in den Bildern Rembrandts erinnert den Verfasser einmal an Galle und Melancholie und dann wieder an

eine — Muster, die man gern schlürft. Für das ungeordnete Denken ließen sich zahllose Beispiele anführen; im Grunde genügt es schon, das Inhaltsverzeichnis durchzusehen: „Lebenslust, Vornehmheit, Abtönnung, Zola, Bildungsaristokratismus, Benedig, Rembrandt als Philosoph“ — das ist der Inhalt von siebenzehn Seiten!

Übrigens kann auf eine Gegenschrift verwiesen werden. Daß ein so anspruchsvoll auftretendes Buch solche hervorrufen werde, war vorauszu sehen. Zwei sind mir bekannt geworden. Hölkenbreughel als Erzieher ist natürlich in satirischer Absicht geschrieben, aber der Verfasser ist kein guter Satiriker. Er kopirt den Verfasser des „Rembrandt“ zu viel, dehnt den auf wenigen Seiten abzumachenden Scherz zu weit aus und wird damit langweiliger (man wäre versucht, den alten Studentenspaß „langstielig und langbeinig“ anzuwenden) als sein Vorbild, das doch immer die Originalität voraus hat.

Eine ernstere Arbeit ist Billige Weisheit. Antidoton gegen Rembrandt als Erzieher. Von Nautilus (mit Dürers Selbstbildnis von 1493). Nicht jedes Wort darin möchte ich unterschreiben. Nautilus hat sich in einen ehrlichen Zorn hineingelesen und übersieht in dieser Stimmung des Angegriffenen gute Seiten, die zu berühren ich mir für diesen Anlaß aufgespart habe. Der „Deutsche“ hat nicht bloß „Geist, was man so nennt“; man kann ihm eigne und gute Gedanken nicht gänzlich absprechen, wenn er sie auch meist in gesucht dunkler oder gezielter Einkleidung oder zusammenhanglos vorbringt; seine Angriffe auf das Professorentum im allgemeinen und einzelne berühmte Vertreter desselben sind sehr übertrieben, aber Wahrheit enthalten sie doch, ebenso einzelne Bemerkungen über Presse, Studentum, „Gebildete“ u. a. m. Wenn Nautilus bestreitet, daß der Nadelwald melancholisch stimme, und eine solche Wirkung nur dem entblättern oder herbstlich gefärbten Laubwalde zuschreibt, so streitet er über etwas, worüber sich nicht streiten läßt, weil es von der Individualität jedes Einzelnen abhängt. Doch dringend zu empfehlen ist diese scharfe, den stets zu Seitensprüngen geneigten Verfasser unerbittlich bei seinen Worten festhaltende Kritik den Lesern des „Rembrandt,“ denen kritische Anlage und Zucht mangelt. Wer einmal bis zur Abführung der Behauptung, der Ungeschliffenste sei besonders bildungsfähig (nicht bildungsbedürftig!), und zur Auflösung des Rätsels vom Adagio in Rembrandts Bildern vorge drungen ist, wird die kleine Schrift nicht aus der Hand legen, ohne sie zu Ende gelesen zu haben.

Und nun lege ich mir die Frage vor: Worauf gründet sich der große „äußere Erfolg“ (wie die Theaterkritiker zu sagen pflegen)? Den Verfasser muß er förmlich erschreckt haben. Denn über den Beifall der großen Menge denkt er ja wie wir andern auch, nur drückt er seine Meinung mit nicht alltäglicher Deutlichkeit aus. Oder erkennt er in dem großen Absatze seines Buches etwa ein Zeichen, daß das Publikum anfangs, „zur Natur zurückzu-

kehren"? Vielleicht finden wir den Schlüssel, wenn wir uns erinnern, daß Personen, die sonst der Wahrheit wenig zugänglich waren, die in Grobheit oder in derben Spafz gehüllte ruhig hinnahmen. Hofnarren und Kanzelredner haben dies Mittel oft genug benutzt. Die Hofnarren des Volkes stehen jetzt auf der Bühne; einen Abraham a Santa Clara auf der Kanzel würden sich die Gebildeten von heute nicht gefallen lassen, aber in Büchern und Zeitschriften darf er sein Wesen treiben, vorausgesetzt, daß er „geistreich“ ist. Die Bücher von Max Nordau haben ja auch ein großes Publikum; mit ihm soll sonst der „Deutsche“ nicht auf eine Linie gestellt werden.



Der Cottaische Musenalmanach für 1891



Wenn der Cottaische „Musenalmanach“ genau ein Jahrhundert nach seinem ersten Hervortreten seine Wiederauferstehung hätte feiern wollen, so hätte er bis zum Jahre 1897 und bis zur Säkularfeste der Schiller-Goethischen „Xenien“ warten müssen. Denn der erste Schillersche „Musenalmanach,“ in dem „Die Nacht des Gefanges“ und „Die Ideale“ zum erstenmal gedruckt wurden, war bei dem Hofbuchhändler Michaelis in Neustrelitz erschienen, der zweite, der Xenienalmanach, war thatsächlich der erste, der bei dem schwäbischen Buchhändlerfürsten herauskam. Aber wenn einmal die Neubelebung gewagt sein sollte, so war es besser ein paar Jahre früher zu beginnen und dem Vergleich des erneuerten Cottaischen Musenalmanachs mit dem Schiller-Goethischen auszuweichen. Ein Jahrhundert lang braucht sich der neue Musenalmanach nur mit den von Herrn Professor G. A. Bürger in Göttingen und Herrn Rektor F. H. Vofz in Göttingen herausgegebenen „Musenalmanachen“ zu messen, und wenn der treffliche Herausgeber Herr Otto Braun in München auch schwerlich voraussetzen wird, daß bis zum Jahre 1896 und 1897 neue Schiller und Goethe, ja auch nur neue August Wilhelm Schlegel und Hölderlin erwachsen werden, so darf er doch allenfalls hoffen, daß ihm, sofern sich nur ein teilnehmendes Publikum um die alte Fahne sammelt, gute Kräfte, die sie hochhalten und lustig flattern lassen, nicht fehlen werden. Einstweilen ist, wie gesagt, nur der Vergleich mit den poetischen Sammelwerken von Bürger und Vofz herausgefordert, und das ist nicht allzu kühn. Denn Bürger wie Vofz hatten 1791 ihre beste